

wenn Wolken sich, in nie dagewesenen Formationen, am Himmel auftürmen, und einige Schüler_innen dies wahrnehmen und darin versinken? Könnten solche Phänomene und ihre Wahrnehmung nicht die Imagination beflügeln? Entstehen nicht oftmals auf diese Weise große Poesie und Musik? Kommen auf solchen Wegen nicht gelegentlich entscheidende Eingebungen, die bei der Erforschung von naturwissenschaftlichen Phänomenen eine Rolle spielen? Doch woran habe ich all das als Lehrer_in erkannt? Wie kann ich es im kompetenzorientierten Sinne, im Sinne effektiv genutzter Lernzeit, glaubhaft machen? »Am I interrupting the progress of knowledge?«, fragt der Zauberer M. L'Estrange, in Brian Friels (1999, S. 25) Kurzgeschichte *The Illusionists*, als er die Grundschulklasse, in einem abgelegenen Dorf, im irischen Donegal, betritt. Wie kann ich nachweisen, messen, dokumentieren, dass es womöglich eine Inspiration, eine Stimulierung der Imagination, in dem Augenblick gegeben hat, und ich sogar selbst staunend innehaltet, weil ich meinte, all dies zu erkennen, einschließlich der möglichen Wirkung auf einen Teil der Schüler_innen, zumindest auf einige von ihnen? Wurden diese 10 Minuten Lernzeit nun adäquat genutzt? So ist aber die Denkweise in den heutigen Staatsschulen, genau so werden die Lehramtsanwärter_innen und Quereinsteiger_innen trainiert. Doch wird das alles nicht zu guten Ergebnissen führen. Das Gegenteil ist der Fall. »Erfunden die Gestalt, eingebildet die Eile,« notierte Wisława Szymborska (2012, S. 32).

Gesellschaftliche Transformation, globale Veränderung und nachhaltige Entwicklung

Betrachten wir nun die globalen Herausforderungen in bezug auf lokale Problematiken, Risiken, Prozesse, soziale Dynamiken und politische Implikationen, so geht es in Zukunft, um es mit Gert Hofstede (2017) zu sagen, darum global zu handeln, aber lokal zu denken. Zunehmend hat die Digitalisierung Einfluss auf ganze Staaten. Regierungen stehen mehr und mehr in Rivalität mit privaten Protagonist_innen, die sich in der digitalen Welt äußern (vgl. Boehme-Neßler, 2009) und das Geschehen beeinflussen, über ihre Twitter-, YouTube- oder Instagram-Präsenzen, über Blogs, oder über die Open Access-Publikation von Aufsätzen und Büchern. Dies kann problematisch sein, weil Staaten so weniger Macht haben, insbesondere dann, wenn sie instabil sind. Es kann aber auch von Vorteil sein, wenn Staaten stabil genug sind, oder gar dazu neigen zu regulieren. Denn durch das Engagement einzelner Protagonist_innen, entstehen neue Gestaltungsräume für die Zivilgesellschaft, das heißt für Einzelpersonen und Zusammenschlüsse von Personen. Wir beobachten den Kampf um Boden bzw. Land, das sog. *Landgrabbing* (vgl. z. B. Bommert, 2012; Daniel und Mittal, 2009), um die Ressource Wasser (vgl. z. B. Cless, 2014; Kamski, 2015), sodann Ressourcenkonflikte (vgl. z. B. Denninghoff, 2015) und Sicherheitsrisiken (vgl. z. B. Fröhlich, 2015) die daraus entstehen können. Der gesamte Problemzusammenhang von Klimawandel, Dürre, Bodenerosion, Abnahme von Biodiversität, Fluchtmigration (vgl. z. B. Brzoska und Fröhlich, 2016; Johler und Lange, 2019; Scheffran et al., 2012; Scheffran, 2017) muss hier mitbedacht werden, ebenso die Problematiken von fragilen Staaten, Krieg, Bürgerkrieg, Korruption, Ausbeutung von Staaten, Demokratieverfall, eskalierenden ethnischen Konflikten und Staatszusammenbrüchen (vgl. z. B. Goldstone, 2008; Rotberg, 2004). Wollen wir wirklich einen gesellschaftlichen Neuentwurf, zugleich mit globaler,

nachhaltiger Perspektive, dann müssen wir auf so vielen Ebenen gleichzeitig ansetzen und etwa für eine nachhaltige Landwirtschaft und Ernährung (Slow Food) eintreten (vgl. z. B. Bommert und Landzettel, 2017; Engler et al., 2016). In globaler Perspektive rücken auch die lokale Welt und der Übertourismus in den Blick. Wir brauchen hier veränderte Perspektiven und Konzepte (vgl. z. B. Pechlaner, 2019; Scherle, 2020). Wenn immer mehr Kreuzfahrtschiffe die Luft und die Meere verpesten und kulturell sensible und ökologisch vulnerable Orte mit Touristenmassen überschwemmt werden, weil bestimmte wohlhabende Schichten immerzu Spaß, Abwechslung und Zerstreuung suchen, spiegelt das die gesamte Misere wider, in der wir uns befinden. Menschen, die vermutlich unter wenig sinnstiftenden Bedingungen ihr Geld verdient haben, wenn sie es nicht bloß geerbt oder passiv vermehrt haben, buchen oftmals solche an externer Animation orientierten Reisen. Diese Reisekonzepte dürften aber kaum dazu beitragen, die stereotype Wahrnehmung von anderen Kulturen zu durchbrechen und sich tatsächlich tiefergehend mit den sozialen und kulturellen Besonderheiten der besuchten Ländern zu beschäftigen, indem man/frau sich ihnen wirklich aussetzt. Eher werden unterhaltsame, oberflächliche Stippvisiten oder aber reine Wellnessaufenthalte unternommen, bevor man/frau zum Buffett, Deckchair oder Pool zurückkehrt. So wie viele dieser Menschen unter entfremdeten Bedingungen arbeiten und leben, so reisen sie auch unter entfremdeten Bedingungen. Dadurch halten sie Wirtschaftssysteme in Gang und bescheren anderen geografischen Räumen zugleich vielerlei Nachteile, einmal ganz abgesehen von den generellen globalen Problemen, die diese Art des Reisens fürs Klima und für die Ökosysteme nach sich zieht.

Zumindest die Teile der heranwachsende Generation, die sich etwa im Rahmen der Fridays for Future Bewegung (vgl. dazu Haunss und Sommer, 2020) engagiert haben, wollen diesen ökologisch schädlichen Lebensstil nicht mehr weiter fortführen. In den 80er Jahren hatte meine Generation die Bände *Anders Reisen* aus dem Rowohlt-Verlag im Rucksack. Pauschalreisen ohne kritischen, explorativen Anspruch erschienen den jungen, alternativ reisenden Menschen schon zu jener Zeit als problematisch. Abgesehen davon, dass damalige Schüler_innen und Studierende die, noch recht teuren, Pauschalreisen auch gar nicht hätten bezahlen können, wurde bewusst auf Komfort bei den unternommenen Reisen verzichtet. Gereist wurde überwiegend mit Zügen, oftmals mit dem legendären Interrail-Pass, teils auch per Anhalter oder mit Bussen. Trotz allem waren die jungen Rucksackreisenden nicht in allen Ländern gerne gesehen, weil sie, im Vergleich zu den Pauschaltouristen, oder einer kleineren Gruppe von sehr wohlhabenden Individualreisenden, weniger Geld ins Land brachten, oftmals gar auf Stränden schliefen. Aber zumindest brauchten für sie keine Flugzeuge gechartert und keine Betonburgen gebaut zu werden. Sie suchten bevorzugt nach kleinen, preiswerten Pensionen, Trattorien, Cafés und Lebensmittelläden. Statt ihr Geld großen Reisekonzernen zu geben, unterstützte diese Generation von *anders* Reisenden kleine, lokale Läden und Familienbetriebe. Die Situation hat sich inzwischen durch die Digitalisierung und durch das reiche Angebot an preiswerten Flügen, etwa ab 2002 setzte das ja ein, und durch ein immer größeres Angebot an Kreuzfahrten usw. vollkommen verändert, ja zugespitzt. Niemals zuvor wurde von *Overtourism* gesprochen, doch inzwischen hören wir von etlichen Orten, unter anderem Venedig oder Barcelona, die hoffnungslos überlaufen sind. Als immer drängender erscheint die Notwendigkeit, dem Klimawandel entgegenzuarbeiten. Der Club of Rome setzt sich bereits seit 1968 für Nachhaltigkeit, für den Schutz von Ökosystemen ein und verweist, in

den von ihm beauftragten Berichten, auf die Grenzen des Wachstums (vgl. Meadows, 1972; Meadows et al., 2015), ebenso die Global Marshall Plan Initiative. Jetzt gilt es solches Denken seitens der Wissenschaftsdisziplinen aufzugreifen. Es besteht also ein subtiler Zusammenhang zwischen konsumorientierten Reisekonzepten, Formen der Geldanlage, die etwa Landgrabbing und Gentrifizierungsprozesse vorantreiben und den raffinierten Steuerungs- und Kontrollmechanismen, denen wir in unseren Bildungssystemen unterliegen, und bei denen unsere Mitarbeit als Pädagog_innen und Wissenschaftler_innen erwartet wird. Das sind ja genau diejenigen Prozesse, die dazu dienen, uns alle miteinander in genau diese konsumorientierte, unökologische, funktionalistische, entfremdete Arbeits- und Lebensweise hineinzosozialisieren.

Wollen wir die Heranwachsenden, seien es Kinder im Grundschulalter, Jugendliche an Sekundarschulen oder Universitätsstudierende, wirklich auf diese Art *in die Spur* bringen und zu diesem Zweck unsere raffinierten Techniken des Behavior Managements einsetzen? Wollen wir weiter an ihrer Konditionierung mitwirken und ihnen ihre Flügel stutzen? Wollen wir ihnen systematisch das kritische Denken abgewöhnen, indem wir sie durch, eng entworfene Lerncurricula und Wissensmodule schleusen? Wollen wir ihnen beibringen egoistisch nach vorne zu drängen, die Ellbogen zu spreizen und sich durchzukämpfen, um dann später, mit den angehäuften Geldern, in Landgrabbing, in die Gentrifizierungsprozesse in den großen deutschen Metropolen oder in Kreuzfahrten investieren zu können? Wollen wir zusehen, wie sie gleichzeitig passiv und abhängig werden? Wie sie einfach damit aufhören, selbstständig zu denken und mögliche Risikoszenarien durchzuspielen, indem sie, selbst während der Covid-19-Krise, Pauschalreisen buchen und dann erwarten, dass sich die Bundesregierung, liebevoll sorgenden Eltern gleich, sie alle wieder ins sichere Deutschland zurückfliegt? Besser wir betrachten die anwachsende Unlust von immer mehr jungen Menschen, sich in diese Bahnen hineinpressen zu lassen, als etwas sehr Wertvolles und Produktives. Dasselbe gilt für das Aufbegehren von vielen Jugendlichen in unzähligen Schulen, die sich dort verweigern und nicht mehr mitmachen wollen. Oftmals ohne Plan, sind sie einfach nur dagegen. Schließlich bleiben sie ganz weg und streuen irgendwo in der Stadt herum, weil niemand erkennt, welche Art von Gespräch und Orientierung sie wirklich brauchen. Auch das verdient unsere Aufmerksamkeit. Allerdings müssen wir mit diesen Heranwachsenden jetzt etwas Neues entwickeln. Die bloße Anwesenheit in der Schule und lernen zu wollen, im Sinne des derzeitigen Curriculums, kann dabei kaum zum pädagogischen Förderziel erklärt werden (wie etwa bei Ricking und Dunkake, 2017). Vorher muss sich substantiell etwas an den Bedingungen und den Kontexten des Lernens ändern. Es ist auch nicht damit getan, auf bloßes *on-task behavior* hinzuarbeiten (z. B. bei Sutherland et al., 2000). Das allein kann niemals der Sinn und der Zweck der Bildung sein. Wer gibt auch die Aufgaben vor? Werden sie überhaupt als sinnvoll erlebt? Das Gegenteil ist der Fall. Es gibt in dem ganzen pädagogischen Vokabular eigentlich kein funktionalistischeres Begriffspaar als *on-task* und *off-task*. Es geht bei diesem Schema nicht mehr um inhaltliche Sinnbezüge, es geht nur noch darum, dass ein Kind oder ein Jugendlicher die Aufgabe bearbeitet und sich konform verhält, das heißt still sechs Stunden oder gar länger, auf einem Stuhl, am Tisch, vor Arbeitsblättern, Büchern, Heften oder einem Tablet oder Laptop sitzt.

Mit den sich verweigernden Heranwachsenden müssen wir jetzt aber andere Dinge tun. Dinge, die eben darüber hinausgehen, die die derzeitigen, überaus engen, institutionellen Handlungsrahmen weit übersteigen. Je mehr das *Good Behavior Game* in

deutschen Schulen gespielt wird, umso besser wird sich ein großer Teil der Deutschen benehmen, denken wir vielleicht. Ein großer Teil aber auch nicht. Wenn dann niemand mehr daneben steht und ein lückenloses Monitoring garantiert und beständig verstärkende Creditpoints zuweist, läuft es bekanntermaßen, in den meisten Fällen, ganz anders. Ich könnte Hunderte von Seiten mit Dingen füllen, die alle anzeigen, dass das Alltagsleben, selbst unter Erwachsenen, voller problematischer Verhaltensweisen sein kann. Ein Heer von Rechtsanwält_innen und eine Vielzahl von Gerichten sind pausenlos damit beschäftigt, all das, was diesbezüglich in der Gesellschaft geschieht, zu regulieren und zu lösen. Gutes, verantwortliches, rücksichtsvolles Verhalten basiert auf guten Charakteren, auf stabilen Persönlichkeiten, auf dem Bilden von inneren Werten, nicht aber auf der äußerlichen, apparativen Verhaltenssteuerung, nicht auf Behavior Management. Die Menschen passen sich in Anbetracht solcher Systeme nur so lange an, wie sie es müssen, weil sie sonst sanktioniert werden. Aber sie werden auch zu passiven, ängstlichen, oftmals auch unterschwellig aggressiven, jedenfalls nicht selbstständig nachdenkenden Individuen. Solche Menschen ahnen zwar, dass sie ihre ureigene Freiheit aufgegeben haben. Dafür erwarten sie aber eine Totalversorgung. Mindestens zwei Mal im Jahr, wenn nicht gar öfter, eine Flugreise buchen, irgendwo im Süden, am Meer, in einem Hotel absteigen, dort ein passives Strandleben, ein konsum- und animationsorientiertes Nachtleben führen, sich einmal richtig austoben und gehenlassen usw. Den übrigen Teil des Jahres fügt man/frau sich zu Hause in ein eher ödes und entfremdetes Arbeitsleben ein. Es geht jetzt darum, im Rahmen einer vernünftigen Pädagogik die jungen Menschen wachzurütteln, damit sie anfangen Fragen zu stellen. Die gesellschaftliche Transformation (vgl. Brie und Klein, 2011; Dörre et al., 2019; Reißig, 2019; Sommer und Welzer, 2014) hat also begonnen, in Anbetracht der globalen und lokalen Herausforderungen und die Pädagogik sollte, in Fortführung ihrer allerbesten kritischen Traditionen, ein Teil dieser Transformation sein. Als Grundlage für diesen Neuentwurf lässt sich die *Agenda 2030 für nachhaltige Entwicklung* heranziehen. Zu ihren Zielen gehört vor allem die Armut und den Hunger zu beenden. Es muss eine Ernährungssicherheit und eine bessere Ernährung für alle erreicht werden, in Verbindung mit einer nachhaltigen Landwirtschaft. Für alle Menschen, egal welchen Alters, gilt es, eine gute Gesundheit und Wohlbefinden zu fördern, eine qualitativ hochwertige, inklusive und gerechte Bildung bereitzuhalten und ihnen lebenslanges Lernen zu ermöglichen. Es ist von hoher Bedeutung, Frauen und Mädchen zur Selbstbestimmung zu befähigen.

Aber auch die in den westlichen Gesellschaften zunehmend marginalisierten Jungen und Männer, ich erinnere an die Phänomene, wie ich sie im Rahmen der Erkundung von virtuellen Welten beschrieben habe, ich erlaube mir diese Ergänzung des Zielkatalogs der Vereinten Nationen, dürfen nicht aus dem Blick geraten. Es gilt sauberes Wasser und Sanitäranlagen für alle verfügbar zu machen, in Verbindung mit einer nachhaltigen Bewirtschaftung. Von Bedeutung sind ferner eine ökologische, dezentrale Energiebereitstellung, die für die Menschen bezahlbar und verlässlich ist. Wichtig natürlich ein nachhaltiges Wirtschaftswachstum, in Verbindung mit menschenwürdiger Arbeit. Statt Vollzeitarbeit sollten allerdings Teilzeitbeschäftigung und ehrenamtliche Tätigkeiten in Zukunft im Vordergrund stehen, in Kombination mit dem bedingungslosen Grundeinkommen. Ein weiteres Ziel ist das Aufbauen von widerstandsfähigen Infrastrukturen und einer nachhaltigen Automatisierung, ebenso die Förderung von entsprechenden Innovationen. Die Ungleichheiten zwischen den

Ländern sollen verringert werden. Es geht auch um die Entwicklung von inklusiven, sicheren und nachhaltigen Städten und Siedlungen. Wir benötigen ferner eine nachhaltige Produktion und einen verantwortungsbewussten Konsum. Zentrale Themen sind auch die Bekämpfung des Klimawandels, die Bewahrung und nachhaltige Nutzung der Ozeane, der Schutz und die Wiederherstellung der Landökosysteme und deren nachhaltige Nutzung, die nachhaltige Bewirtschaftung der Wälder, die Bekämpfung der Wüstenbildung und der Bodenerosion, das Erhalten der biologischen Vielfalt. Von hoher Bedeutung sind ferner die Förderung friedlicher und inklusiver Gesellschaften, das Schaffen von Zugang zum Recht für alle, das Aufbauen von leistungsfähigen, rechenschaftspflichtigen und inklusiven Institutionen auf allen Ebenen, schließlich das Aufbauen von Partnerschaften, um all diese politischen Ziele für eine nachhaltige globale Entwicklung zu erreichen, wie sie durch die Vereinten Nationen (2016) formuliert worden sind und wie sie am 1.1.2016 mit einer Laufzeit von 15 Jahren, mit Gültigkeit für alle Mitgliedsstaaten, in Kraft getreten sind.

Es geht in der Tat darum, unsere Welt neu zu denken, die Natur und das Leben neu zu betrachten, den technologischen Fortschritt, den Konsum, den Markt, den Staat, das Gemeingut, die Gerechtigkeit anders zu entwerfen (vgl. dazu auch Göpel, 2016, 2020; Kahlenborn et al., 2019). Die neuen transformativen Projekte, um die es mir hier geht, und die alternative Lernorte für Kinder und Jugendliche sein können, die im derzeitigen staatlichen Schulsystem unglücklich sind, nicht zureckkommen und sich nicht hinreichend verwirklichen können, sind diverse, nachhaltige, inklusive Communities, im Sinne von EcoJustice (vgl. z. B. Martusewicz et al., 2015), auf der Basis demokratischer Prinzipien. Diese Projekte sind offen, zugänglich, transparent, selbstreflexiv, selbstkritisch, dialogisch, partizipativ und prozesshaft. Sie arbeiten und entwickeln sich fernab von starren Ideologien, dogmatischen Programmen, religiösen Beeinflussungen, Einflussnahmen von politischen Parteien, Kirchen, Sekten, Splittergruppen, fernab von allen Formen der Ausbeutung, Unterdrückung, Freiheitsbeschränkung, Konditionierung, Einschüchterung, Machtspielen, Selbstinszenierungen vermeintlicher Anführer, Gurus oder sonstiger Sektenführer. Kinder und Jugendliche können sich bewerben und begründen, warum sie bei einem bestimmten Projekt dabei sein wollen und was sie dort einbringen und mitnehmen bzw. lernen wollen. Einen Anspruch auf Aufnahme in einem speziellen Projekt kann es jedoch nicht geben. Nur wer in einem solchen Projekt aufgenommen wird oder in einer Art Homeschooling oder Privatunterricht von hinreichend gebildeten Eltern oder anderen Personen unterrichtet wird, sollte die staatliche Schule verlassen können. Wer nicht an einem solch neuartigen Projekt teilnehmen will, verbleibt in der Staatsschule, bis dass sich ein passendes alternatives Projekt gefunden hat oder ein solches gegründet worden ist. Natürlich kann es nicht darum gehen, dass Kinder und Jugendliche einfach auf den Straßen und Plätzen herumhängen oder in ihren Wohnungen, ohne soziale, pädagogische und kulturelle Bezüge, womöglich nur noch vor Bildschirmen sitzen. Sie müssen glaubhaft machen, zu welchem Projekt sie gehören und was sie dort tun. Die transformativen Community-Projekte müssen sich von kritischen Bürger_innen und entsprechenden Supervisionsbehörden kontrollieren lassen, sicherlich auch von staatlichen Stellen überblickt werden, damit sich nicht so merkwürdige Dinge herausbilden wie etwa die Colonia Dignidad in Chile.

Es wird also nicht ohne staatliche Aufsicht gehen. Irgendwo muss vermerkt sein, wer sich in welchem Projekt befindet und an was dort gearbeitet wird, was dort für

ein Handwerk betrieben wird, was dort die Philosophie ist und wer dort die Gesamtverantwortung trägt. Rein sonderpädagogisch ausgerichtete Projekte kann es von der Idee schon nicht geben. Aber es werden mit der Zeit viele Projekte entstehen, die im jetzigen schulischen Sinne weniger anpassungsbereiten Jugendlichen körperliche Aktion und Handlung ermöglichen, etwa in landwirtschaftlich orientierten Feldern oder im Bereich von Technik und Handwerk. Man/frau kann sich auf Zeit oder längerfristig in diese transformativen Projekte einbringen. Die neuen transformativen Projekte sollten ein komprimiertes Programm und eine Philosophie entwickeln, niederschreiben und veröffentlichen. Nur so werden sie auch Menschen für sich interessieren und gewinnen können. Sie sollen transparent machen, woran sie arbeiten und wofür sie sich einsetzen und dokumentieren, was sie bisher erreicht haben und mit welchen Herausforderungen sie dabei zu tun haben, ohne aber Hunderte von Zielformulierungen und kompetenzorientierte Beschreibungen aufs Papier bringen und einreichen zu müssen. Wir wollen es ja jetzt einmal etwas offener und freier angehen als eben in der Staatsschule, die wir im Moment noch haben. Die Projekte müssen auch ihre Finanzierung offenlegen, am besten zur Kontrolle durch die aufgeklärte Zivilgesellschaft ihre Finanzverwaltung im Internet transparent machen. Dasselbe sollte übrigens für Schulen, Universitäten, Unternehmen und Organisationen gelten. Die Bürger_innen sollten in Zukunft wissen, wofür ihr Geld konkret verwendet wird. Nur so lassen sich Verschwendungen von Mitteln und Korruption verhindern und vermeiden. Wir werden uns nicht allein auf die jetzt zuständigen Landes- und Bundesrechnungshöfe verlassen können. Die derzeitigen Systeme sind diesbezüglich intransparent. Wir wissen als Zivilgesellschaft nicht wirklich, was mit all dem Geld geschieht, das wir, über unsere Arbeit und die von uns gezahlten Steuern, aufgebracht haben. Die transformativen Projekte sind handlungs- und projektorientiert, wenn es sich anbietet, interdisziplinär oder transdisziplinär. Sie beenden Ausgrenzung und Isolation, indem auch Menschen mit Behinderung und ältere bzw. alte Menschen integriert werden, denn die Beziehung des Menschen zur Welt ändert sich tiefgreifend durch die fehlende soziale Einbettung wie Wolfgang Jantzen (2019, 2020 a) schreibt. Stattdessen arbeiten diese Projekte, um es erneut mit Jantzen zu sagen, an der Stabilisierung des menschlichen Selbst durch Dialoge und durch das Herstellen von Sinn (Jantzen 2012 b), möglichst unter Einbindung aller Lebensalter. Geht es erst einmal stärker um Emotionen und die Seele, so werden, um mit Jantzen zu sprechen, neue Resonanzerfahrungen möglich.

Kunst und Musik, auch im kollektiven oder regionalen Sinne, können bei allem eine wichtige Rolle spielen. Ein schönes Beispiel ist für mich die Aktion, die im Küstenstädtchen Diamante, in Kalabrien, in den 80er Jahren, zur Problematik des italienischen Südens und der Auswanderung von dort in die Vereinigten Staaten stattgefunden hat (vgl. Bröcher, 1999). Natürlich war das kein transformatives Community-Projekt, sondern eine temporäre Aktion. Aber mir geht es hier um diese Art von Bezügen und Sinnebenen, wie sie in Diamante erfahrbar wurden. Transformative Projekte können ferner Elemente von Community Learning (vgl. z. B. Field, 2011) und generationenübergreifendem Lernen (vgl. z. B. Schmidt-Hertha et al., 2014) beinhalten. Dort wo Kinder und Jugendliche beteiligt sind, können Travel Schooling wie auch das Lernen in Museen, sei es mehr im Bereich Kunst, sei es mehr im Feld der Naturwissenschaften und der Technik, eine wichtige Rolle spielen. Immer geht es um aktive Exploration und themenbezogene Interaktion. Blicken wir erneut auf Menschen

mit Behinderungen, so ermöglichen die transformativen Projekte weitere Fortschritte auf dem Weg der Deinstitutionalisierung. Viele Menschen könnten aus den Einrichtungen der Behindertenhilfe herausgeholt und sofern sie es wünschen, eingebunden und wieder stärker ins allgemeine gesellschaftliche Leben integriert werden (Jantzen 2020a). Dasselbe gilt für die vielen älteren und alten Menschen, die teils in Pflegeheimen isoliert vor sich hin leben. Auch sie ließen sich hier einbinden und mit ihrer Lebensorfahrung wieder stärker wertschätzen, als es jetzt der Fall ist. O'Donohue zeigt auch auf, dass ältere Menschen viel Erfahrung, ja Weisheit, in solche Communities einbringen können. Je nach Projekt, ließen sich dort auch einige alte Menschen bis zum Tod pflegen. Enrique Dussel hat sehr treffend zum Ausdruck gebracht, dass es hierbei aber keineswegs um das geht, was bisher unter dem reichlich verbrauchten und bis zum Überdruss verwendeten Wort *Inklusion* verstanden wird: »Die Ausgeschlossenen sollen nicht ins alte System eingeschlossen werden ... sondern als Gleiche in einem neuen institutionellen Moment ... partizipieren. Man kämpft nicht für die Inklusion, sondern für die Transformation« (vgl. Dussel, 2013, These 14.13; zit. n. Jantzen, 2019, S. 283).

Das ist hier eben der entscheidende Punkt: Es wird etwas Neues geschaffen und das alte System wird dabei transformiert. Letztlich müssen wir, um erneut mit Enrique Dussel zu sprechen, »alle politischen Systeme, Handlungen und Institutionen als nicht zukunftsfähig kritisieren und verwerfen, unter deren negativen Auswirkungen Opfer als Unterdrückte und als Ausgeschlossene leiden!« (Dussel, 2013, S. 107; zit. n. Jantzen, 2019, S. 144). Dies trifft in weiten Teilen auch auf die heutigen Staats-schulen zu. In ihnen gibt es immer noch viel Unglück und seelisches Leiden. Doch es existiert oftmals kein gangbarer Weg nach draußen. Vor allem kann eine Zwangsin-klusion, unter ungeeigneten systemstrukturellen Bedingungen, schon gar nicht die Lösung sein. Dabei kommen dann solch merkwürdige Dinge wie das Trainingsraum-Programm heraus, oder all die außerhalb von Klassenzimmern liegenden Inselräume, Lernoasen oder Lernbüros. Viele Familien können aber diesem, immer ungemütlicher werdenden, System der Staatsschule nicht entfliehen. Eine Privatschule können sich nicht alle leisten und selbst die Privatschulen befinden sich noch unter staatlicher Schulaufsicht. Sie können zwar *etwas* anders, aber *nicht völlig* anders arbeiten als die Staatsschulen, denn sie müssen letztlich dieselben Ziele erreichen wie die öffentlichen Schulen. Gerald Hüthers Publikationen bieten eine ganze Reihe von Anknüpfungspunkten für neue Entwürfe. Hüther verbindet mit dem Lernen in der Kommune, in der Gemeinschaft und im Dorf große Chancen. Seine Beschreibungen ähneln in vielem den von mir gemeinten transformativen Projekten. Hüther sieht in solchen sozialen Formationen die wahren Lernorte, wo Kinder und Jugendliche Verantwortung übernehmen und eine neue Art der Beziehungskultur erfahren können (vgl. Hüther, 2013). Für Hüther (2016, 2018) geht es darum, dass die Heranwachsenden die Freude am Lernen wieder entdecken, die in den staatlichen Bildungseinrichtungen teils zerstört und verloren gegangen ist. Es ist absurd, dass wir für die Sommererntten Menschen vorübergehend aus anderen Ländern anwerben müssen. Würden wir uns im eigenen Land anders organisieren, könnten das große, aufregende, abenteuerliche Dinge werden, wenn wir dies, unter Einbindung von schulmüden Heranwachsenden, ja überhaupt von Kindern und Jugendlichen, wieder selbst in die Hand nehmen würden. Trotz allem könnten wir dann noch ein wenig Arbeit an Menschen aus östlichen Nachbarländern abgeben und diese am besten, soweit wie es eben geht, in die Arbeit

und das Leben der Community-Projekte einbinden. So würde das Ganze noch zu einer kulturellen, länderübergreifenden Begegnung.

Deutschland ist schon längst zu einem multikulturellen Einwanderungsland geworden. Die transformativen Projekte müssen daher kultursensibel sein, denn die verschiedenen Kulturen, mit denen wir mittlerweile in Deutschland, in Europa und in der Welt zu tun haben, gingen bisher unterschiedlich mit Individualismus und Kollektivismus, mit Gleichheit und Verschiedenheit, mit Macht, mit Maskulinität und Feminität um (vgl. dazu Hofstede et al., 2010). Als ganz besonders wichtig erscheint aber der sensible und reflektierte Umgang mit Macht. Dazu muss eine gute Kommunikations- und Reflexionskultur aufgebaut werden. Dort, wo Menschen Kinder großziehen, wird es auch auf Elternbildung, durchaus im Kontext der Einwanderungsgesellschaft, ankommen. Ferner geht es um das Entwickeln einer konstruktiven Konfliktkultur, in Familie und Gesellschaft, in den Projekten und in den interkulturellen und interreligiösen Übergangsräumen, die hier entstehen. Bei der Entwicklung von urbanen und ruralen Communities muss in Zukunft auch daran gedacht werden, vulnerable Orte und Kontexte besonders zu stärken, soziale Diversität zu fördern, Bildungszugänge für alle zu schaffen und sozialen Zusammenhalt zu unterstützen.

Die aktive Vaterschaft (vgl. hierzu Louv, 1993) wird in diesen Projekten eine ganz neue Bedeutung erlangen, auch mit Blick auf die ungestillte Sehnsucht der vielen jüngeren und älteren Männer, wie sie sich derzeit in den virtuellen Welten artikuliert, und wie wir in dem Kapitel *Körper unter Glas* exemplarisch gesehen haben. Wir sollten damit aufhören, den Mangel an Männern in der Pädagogik zu beklagen und stattdessen andere soziale Strukturen schaffen, damit Männer wieder natürlicher Bestandteil des Aufwachsens von Kindern sind. Heutige Väter, wie auch zunehmend die Mütter, sind mittlerweile in einem oftmals erbarmungslosen Konkurrenzkampf um Stellen, Geld, sozialen Status und ökonomisches Überleben verstrickt. Führt das aber zum persönlichen Glück? Wohl kaum. Was leben diese Eltern ihren Kindern vor? Paul Goodman (2012, S. 113) schreibt in seinem Buch *Growing up Absurd*: »...do the children have a father, if he is running a Rat Race? Into what world do the small children grow up in such a home?« Statt um Wettbewerb sollte es in Zukunft um Kooperation gehen, um den Ausdruck dessen, was in jedem einzelnen Menschen verborgen ist. Arbeit sollte der sozialen Community dienen, nicht allein dem Profitstreben von Unternehmen. Auch die echte, das heißt von den einzelnen wirklich so erlebte, Zugehörigkeit zu einem Arbeitskontext sollte in den transformativen Community-Projekten möglich sein. Nur bei einem entfremdeten Arbeitskontext müssen wir, wie in all den Work-Life-Balance Ratgebern geschrieben wird, so viel Wert auf die Trennung von Arbeit und Freizeit bzw. Regenerationszeit legen. Bei den neuen Community-Projekten wird die Notwendigkeit solcher Abgrenzungen nicht mehr so stark gegeben sein.

Offene, variable Strukturen in Lern- und Lebensräumen

Wo alle immer Ordnung, Regelmäßigkeit, Planbarkeit usw. wollen, gerade in Zusammenhang mit schulischen Fragen, Bildungsfragen, gesellschaftlichen Fragen oder in Fragen des Lernens und des Verhaltens, so ist doch auch alles Widersprüchliche, Nicht-Kontinuierliche und Unordentliche wichtig für kreative Entwicklungen. Richard Sennett schreibt in seinem Buch *Building and Dwelling: Ethics for the City* über